

Die "Times" und die deutsch-englischen Beziehungen

Autor(en): **Eyck, Erich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **28 (1948-1949)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE «TIMES» UND DIE DEUTSCH-ENGLISCHEN BEZIEHUNGEN

VON ERICH EYCK

Wie es einer Zeitung geziemt, die seit mehr als 150 Jahren, um mit Hamlet zu reden, «dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Spiegel seiner Gestalt vorgehalten» und während des größten Teils dieser Zeit eine einzigartige führende Stellung in ganz Europa gehabt hat, ist die Londoner «*Times*» darauf bedacht, ihre eigene Geschichte in würdiger Form der Welt vorzulegen. Der erste dieser auf vier Bände angelegten «*History of the Times*» erschien 1935, als sie ihren einhundertfünfzigsten Geburtstag feierte; er schilderte die Entstehung und den Aufstieg des Blattes unter seinem ersten bedeutenden Chefredakteur *Thomas Barnes* zu jener gebietenden Stellung, die ihr den Beinamen des «Donnerers» eintrug. Der zweite, noch vor dem Kriege erschienene Band, der die Geschichte bis 1884 fortführte, konnte fast ununterbrochen von Erfolgen erzählen. Es ist anders mit dem soeben erschienenen dritten Band, der die Zeit bis 1912 umfaßt und hinter seinen Vorgängern an Interesse nicht zurücksteht. Es ist das billigste Buch, das seit langem auf den englischen Büchermarkt gekommen ist. Vorzüglich gedruckt und mit ausgezeichneten Illustrationen reichlich geschmückt, kostet der Band von 850 Seiten Lexikon-Format nur 21 Shilling.

Vom rein zeitungsgeschichtlichen Standpunkt bieten der Anfang und der Schluß dieser Periode das größte Interesse. Am Beginn steht der Kampf der «*Times*» gegen *Home Rule* und den Irenführer *Parnell* und das sensationelle Verfahren vor der Kommission, die von der Regierung Salisbury zur Untersuchung der von der Zeitung gegen die Iren erhobenen Beschuldigungen eingesetzt worden war. Da sich hierbei herausstellte, daß mehrere der von ihr veröffentlichten angeblichen Briefe Parnells gefälscht waren und daß sie nicht mit der Vorsicht und Umsicht vorgegangen war, welche die Engländer gerade bei ihrer angesehensten Zeitung voraussetzten, erlitt sie eine um so größere Einbuße an Ansehen, als Parnells Anwalt, Sir *Charles Russell*, einer der größten englischen Advokaten, es verstanden hatte, der Enthüllung einen hinreißend dramatischen Charakter zu geben. Russells Kreuzverhör des Fälschers *Pigott* wird immer eines der packendsten Kapitel der forensischen Geschichte bleiben. Ebenso schwer wie das Ansehen waren die Finanzen der «*Times*» getroffen, da sie, infolge einer seltsamen Entscheidung der Kommission, die gesamten Kosten der Untersuchung der von ihr behaupteten revo-

lutionären Umtriebe der Iren zu tragen hatte. Die 200 000 Pfund Sterling, die sie dafür zu zahlen hatte, mußten selbst das bestfundierte Unternehmen im Kern treffen. Dazu kamen im nächsten Jahrzehnt gründliche Umwälzungen im englischen Zeitungswesen, denen sich weder die «Times» noch die auf ihre Tradition stolze Familie der Gründer und Eigentümer Walter anpassen konnte. So steht denn am Schluß der Periode der Verkauf der alten vornehmen Zeitung im Jahre 1908 an den Begründer des neuen Journalismus, *Alfred Harmsworth*, der unter seinem Namen *Lord Northcliffe* weltberühmt geworden ist. Die Geschichte dieses Verkaufs ist verwicklungsreich wie ein spanisches Intrigenstück und spannend wie ein Detektivroman. In seinem Mittelpunkt steht der Manager der «Times», *Moberly Bell*, der kurz nach der Parnell-Blamage von Walter berufen worden war und der 1911 plötzlich an seinem Schreibtisch von einem Schlaganfall dahingerafft wurde. Zu seinem Ende haben zweifellos die Aufregungen beigetragen, in die ihn Northcliffs Konflikte mit den die Tradition vertretenden Redakteuren stürzten.

Aber der Band bietet weit mehr als nur zeitungsgeschichtliches Interesse. Er ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Kenntnis der Weltgeschichte vor dem Krieg von 1914. Eine Zeitung von der Bedeutung und dem Einfluß der «Times» ist natürlich nicht nur ein Spiegel der Zeitgeschichte, sie ist einer ihrer Faktoren. Ihre Redakteure und ihre Korrespondenten durften voraussetzen, daß, was sie schrieben, in allen Auswärtigen Ministerien und allen diplomatischen Kanzleien Europas gelesen wurde. Man kann sich nicht wundern, wenn sie ihre Korrespondenten in den Hauptstädten der Großmächte als eine Art von Privat-Diplomaten betrachtete, die sie bei den betreffenden Regierungen «beglaubigt» hatte. Dabei wurden ihre Namen in der Zeitung selbst nie genannt. Das Prinzip der strengsten Anonymität, das sie bis zum heutigen Tag bewahrt hat, galt für sie ebenso wie für die Redakteure, und einer von ihnen, der berühmte *Blowitz* in Paris, mußte sich gelegentlich den Vorwurf gefallen lassen, daß er seine farbige und eitle Persönlichkeit nicht restlos genug in die «Kollektiv-Persönlichkeit der Zeitung» aufgehen lasse. Tatsächlich waren viele dieser Redakteure und Korrespondenten Persönlichkeiten von ausgesprochener Individualität und mit einem bestimmten politischen Programm; und wenn ein Korrespondent das Vertrauen der Zentrale besaß, so ließ sie ihm weiten Spielraum, wobei sie sich freilich vorbehielt, in den Leitartikeln einen abweichenden Standpunkt zu vertreten.

Den schwächsten Eindruck erhält man von dem Chefredakteur dieses Zeitabschnittes, *Buckle*. Das mag zum Teil daran liegen, daß die innere Politik in der Darstellung recht stiefmütterlich behandelt wird. Für die auswärtige Politik, auf die hier ein reiches und, dank

den Mitteilungen aus dem Archiv der Zeitung und dem schriftlichen Nachlaß ihrer Mitarbeiter, häufig neues Licht fällt, waren andere Männer wichtiger. Bell hatte 1891 ein besonderes Departement für auswärtige Politik geschaffen und an seine Spitze einen Mann von ungewöhnlichen Kenntnissen und Fähigkeiten, *Donald Mackenzie Wallace*, berufen. Er hatte nicht nur das beste Buch über Rußland geschrieben und den Zsärewitsch — später Nikolaus II. — auf seiner Reise durch Indien begleitet, er war der politische Ratgeber zweier Vizekönige von Indien gewesen und wurde später der vertraute Berater König Eduards VII. Seine Bedeutung erkannte kein anderer als Wilhelm II. während der Konferenz von Algeciras mit der folgenden eigenartigen Bemerkung an: «Wallace, sehr klug, gerissen — Jude natürlich — intimus von His Majesty. . . Unsere Herren . . . sollen mit ihm in Verbindung treten». Die Bezeichnung als Jude nennt der Historiker der «Times» würdig eines Northcliffe, der im Scherze zu behaupten pflegte, alle Träger von schottischen Hochlandsnamen seien Juden.

Wilhelm, der Wallace persönlich kannte, hatte ihn offenbar nicht in dem Verdacht eines Vorurteils gegen Deutschland. Das ist auch der Eindruck, den man hier erhält. Wallace sah im Anfang größere Gefahren von der Seite Rußlands, wünschte aber gerade deswegen eine Verständigung Großbritanniens sowohl mit diesem wie mit Frankreich. Auch die Korrespondenten in Berlin wurden nicht etwa mit einem antideutschen Vorurteil ausgesucht. Bell warnt 1892 den Berliner Vertreter ausdrücklich, sich jeder kränkenden Kritik Wilhelms II., den er eine problematische Gestalt nennt, zu enthalten. In diesem Jahr wurde nach Berlin ein Mann gesandt, der hier ein «nicht unkritischer Pro-Deutscher» genannt wird, *Valentine Chirol*. Auch er war ein Mann von hohen Qualitäten. Er hatte in den Siebzigerjahren dem Foreign Office angehört und dann als Journalist den Orient bereist. Seine Berliner Erfahrungen sollten bedeutsame Wirkungen haben.

Zuerst wurde Chirol in Berlin sehr gut aufgenommen, nicht zum wenigsten von dem leitenden Mann des Auswärtigen Amts, dem Geheimrat *Fritz von Holstein*, der ihn durch vertrauliche Gespräche vor allen anderen fremden Journalisten auszeichnete. Holstein hatte auch keinen Grund, sich zu beklagen. Chirol vertrat energisch den deutschen Standpunkt bei Differenzen, die 1894 durch eine Ungeschicklichkeit des Kabinetts *Rosebery* entstanden waren. Aber als er im November 1895 von einer längeren Studienreise in den Orient nach Berlin zurückkehrte, fand er eine merklich veränderte Atmosphäre vor. Dann erfolgte der Einfall *Jamesons* in den Transvaal und am 3. Januar 1896 Wilhelms verhängnisvolles Telegramm an den Präsidenten *Krüger*. Wallace neigte zunächst zu einer möglichst

unschuldigen Auslegung des Telegramms; er wollte darin nur eine momentane Unüberlegtheit des jungen und impulsiven Kaisers sehen. Aber er mußte diese Deutung fallen lassen, als Chirol, der von Holstein und von dem Staatssekretär von Marschall empfangen worden war, berichtete, daß Marschall selbst das Telegramm als einen «Staatsakt» bezeichnete, der nach Beratung des Kaisers mit seinen Ministern vorgenommen worden war. Ein paar Tage später schrieb Chirol an Wallace in einem Privatbrief, er sei jetzt überzeugt, daß dieser Akt von langer Hand vorbereitet gewesen sei. Chirol mußte sich aber nicht nur überzeugen, daß Deutschland von England-Haß erfüllt war, er fand auch heraus, daß Holstein und Marschall ihn — in bezug auf Portugals Haltung gegenüber der beabsichtigten deutschen Landung in der Delagoabay — belogen hatten, noch dazu mit der Absicht, daß er diese Lüge an den englischen Botschafter weitergeben sollte. Das konnte er ihnen nicht verzeihen; denn selbst ein Diplomat war nach seiner Auffassung verpflichtet, sich in einer vertraulichen Unterhaltung mit einem Journalisten wie ein Gentleman zu benehmen. Um so weniger hielt er in seiner Berichterstattung mit den peinlichen Eindrücken zurück, die er durch Lektüre der deutschen Presse und Beobachtung der deutschen Stimmung erhielt. Die Folge war charakteristisch: Holstein und Marschall waren nicht mehr für ihn zu sprechen. Das war Holsteins Methode. Wenn ein Botschafter sein Mißfallen erregte, verschloß er ihm seine Tür. Warum sollte er einen englischen Journalisten besser behandeln? Dafür ließ er ihn unter Nennung seines Namens in der ihm zugänglichen deutschen Presse angreifen. Der Erfolg dieser Behandlung war, daß der etwas empfindliche Chirol um seine Abberufung von Berlin bat, die dann auch im Laufe des Jahres erfolgte.

Nun ist freilich die «Times» gerade im Fall des Jameson-Raids nicht ganz unschuldig. Zwar nicht ihre Redaktion, aber eines ihrer Mitglieder, Miß *Flora Shaw* (später Lady Lugard), war in die Verschwörung in eigentümlicher Weise verwickelt. Sie ist die erste Frau, die es zu einer bedeutenden Stellung in der englischen Presse gebracht hat; sie war der ständige kolonialpolitische Mitarbeiter der «Times». Der parlamentarische Ausschuß, der zur Untersuchung des Jameson-Raids eingesetzt war, entdeckte einen sehr kompromittierenden Telegramm-Wechsel zwischen ihr und Cecil Rhodes sowie seinen engsten Gehilfen. Der Eindruck wäre noch verhängnisvoller gewesen, wenn herausgekommen wäre, daß Floras Telegramme von dem Manager der «Times», Moberly Bell, entworfen worden waren. Als Flora Shaw vor dem Ausschuß vernommen wurde, drohte der «Times» beinahe eine Wiederholung der Parnell-Katastrophe. Aber das Geheimnis kam nicht heraus. Erstens sagte Miß Shaw sehr geschickt aus — um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen. Zwei-

tens behandelten die, viktorianischen Anschauungen huldigenden, Ausschußmitglieder sie als Dame mit großer Rücksicht, und drittens akzeptierten sie restlos ihren Standpunkt, daß sie nicht verpflichtet sei, Interna der Redaktion zu enthüllen.

Ob es für die deutsche Politik ein Vorteil war, daß man Chirol von Berlin «weggegrault» hatte, ist sehr zweifelhaft. Er wurde 1898 Wallaces Nachfolger als Leiter der auswärtigen Departements. Seinen Berliner Posten übernahm 1897 *Saunders*. Auch er war von Haus aus keineswegs ein Deutschen-Feind. Er hatte in Deutschland studiert, wie Wallace und Wickham Steed, der einzige Überlebende dieses Kreises. Er war mit einer Deutschen verheiratet, wie Sir Eyre Crowe, der im nächsten Jahrzehnt im Foreign Office das Mißtrauen gegen Deutschland am schärfsten vertrat. Ist es ein Zufall, daß dies Mißtrauen bei keinem Engländer größer war als bei denen, die Deutschland persönlich gut kannten? Auch Saunders wurde von Holstein zunächst gut aufgenommen; er lud ihn sogar zu einem Spaziergang in Grunewald ein — das höchste Zeichen seiner Gunst. Aber Saunders hatte die Augen offen, er sah, wie sehr die Deutschen vom England-Haß besessen waren, und er hatte die Regierung mit Recht im Verdacht, daß sie diese Stimmung soweit begünstigte, als sie ihr den Wind in die Segel ihrer Flotten-Agitation trieb. Den Haß der Deutschen zog er sich besonders während des Burenkriegs dadurch zu, daß er seinem Blatt regelmäßig Auszüge aus großen und kleinen Zeitungen telegraphierte, die diese Anglophobie ungeschminkt aussprachen. Wenn er dabei auch die kleine Provinzpresse beachtete, so rechtfertigte er es damit, daß diese die Stimmung getreuer wiedergäbe als die großen angesehenen Zeitungen, die höhere Rücksichten zu nehmen gewohnt waren. Daß er die Stimmung im ganzen richtig schilderte, muß jeder bestätigen, der jene Jahre in Deutschland erlebt und z. B. deutsche Universitäten beobachtet hat. Das bestätigt besonders ein unvoreingenommener Zeuge, der damalige Staatssekretär und spätere Kanzler *Bülow*. Als er im Winter 1899 mit dem Kaiser in England war, hob er in seinem Bericht hervor, daß die Stimmung dort weit weniger antideutsch war, als die deutsche antienglisch.

«Darum sind diejenigen Engländer für uns am gefährlichsten, welche wie *Chirol* und *Saunders* aus eigener Anschauung die Schärfe und Tiefe der deutschen Abneigung gegen England kennen».

Um diesen gefährlichen Beobachter unschädlich zu machen, versuchte man allerlei Mittel. Ihn nach russischem Muster auszuweisen, wie die nationalistische Presse forderte, schien doch bedenklich. So nahm man u. a. den Umweg über den — englischen König, bei dem sich der Botschafter *Metternich* im Juni 1902 über die «Times» beschwerte. Eduard schickte Rothschild, der sich wie Sir Ernest Cassel

lebhaft für eine deutsch-englische Verständigung einsetzte, zu Bell, und dieser bat Saunders um eine schriftliche Darlegung seines Standpunktes. Saunders schrieb seine Gedanken in einer Nacht nieder. Es ist ein sehr bemerkenswertes Schriftstück und zeigt, daß er sich alle Seiten des Problems längst klar gemacht hatte. Damals waren die geheimen — auch der «Times» nicht bekannten — Verständigungs-Verhandlungen der beiden Regierungen gescheitert und Bülows verhängnisvolle «Granitbeißer»-Rede gegen Chamberlain (8. Januar 1902) hatte neues Öl ins Feuer gegossen. Saunders war kein Freund einer engen Anlehnung. Manche seiner Gründe entspringen einem übertriebenen Mißtrauen, aber viele haben sich bewahrheitet. Wenn er Bülow einen «Schwindler und Charlatan» nennt, so entfernt sich das nicht stark von dem heutigen Urteil vieler Deutscher. Wilhelm bezeichnet er als einen «oberflächlichen Schuljungen» und «einen wetterwendischen Knaben (mit 44!) voll des vermessensten Ehrgeizes, der außer jedem Verhältnis zu seinen Mitteln steht, und einer krankhaften Eifersucht auf England». Prinzipiell fordert er:

«Absolute Unabhängigkeit von Deutschland. Keine engeren Beziehungen zu ihm als zu Frankreich. Freundlichkeit oder, wo diese unmöglich, Höflichkeit, aber vor allem Wachsamkeit und politische Distanz. Gesellschaftliche und intellektuelle Verbindungen, so viele sie wollen».

Saunders blieb in Berlin bis 1908, wo er in die Londoner Redaktion berufen wurde. Zu seinem Nachfolger hatte Bell den Wiener Korrespondenten *Wickham Steed* bestellt. Steed war 1897, erst 26 Jahre alt, für die «Times» nach Rom gegangen und 1902 nach Wien versetzt worden, das damals als einer der wichtigsten Beobachtungsposten für die europäische, besonders die mitteleuropäische und Balkan-Politik galt. Von diesen Beobachtungsmöglichkeiten hatte er auch den besten Gebrauch gemacht. Er kannte in Wien und Budapest jeden wichtigen Politiker und Diplomaten persönlich und wurde nicht nur von dem russischen Minister *Iswolsky* und dem französischen Minister *Clemenceau*, sondern auch von Eduard VII. in Marienbad konsultiert. Man sah in ihm einen der besten Kenner der europäischen Politik. Aber er war nicht nur Beobachter, sondern selbst Politiker und sprach seinen Standpunkt in seiner Korrespondenz sehr klar und pointiert aus. Er betrachtete den deutschen Einfluß in Wien als eine Gefahr für den europäischen Frieden und bekämpfte ihn mit großer Schärfe. War ein solcher Mann zum Berliner Korrespondenten geeignet? Steed selbst verneinte die Frage mit aller Entschiedenheit und schrieb Bell, er sei in Berlin geradezu verhaßt, der Kaiser und Bülow würden seine Ernennung als eine Provokation ansehen. Auf Bell machte das keinen Eindruck. Da griff eine andere Instanz ein — das Foreign Office. Sir *William Tyrrell*, die rechte Hand des Ministers Sir *Eduard Grey*, eröffnete dem Chefredakteur

der «Times» in aller Form, daß gegen die Entsendung von Steed nach Berlin sehr schwere Bedenken beständen, sowohl im Interesse der Zeitung wie in dem der deutsch-englischen Beziehungen. Da auch Lord Northcliffe diese Auffassung teilte, gab Bell schließlich nach. Zu Saunders' Nachfolger wurde eine weniger ausgeprägte Persönlichkeit bestellt und Steed blieb in Wien. Mit welchen Gefühlen er nach Berlin blickte, zeigt ein Privatbrief, den er im November 1911 — nach der Beendigung der Agadir-Krise — an Northcliffe richtete und in dem er seine Befürchtung ausspricht, daß der Friede kaum länger als ein Jahr noch andauern werde. Interessant sind seine Gründe für diese pessimistische Ansicht:

«Die gefährdete Lage der deutschen Industrie und der Entschluß der preußischen Junker-Kaste, eine auswärtige Verwicklung heraufzubeschwören, um der Zerstörung der Junker-Privilegien durch innere Reformen vorzubeugen, beherrschen nach meiner Meinung die Lage».

Das war einseitig, und die Londoner Redaktion ging auch nicht so weit in ihrem Pessimismus. Aber sie sah mit großer Sorge auf die ständige Steigerung der deutschen Rüstung zu Lande und namentlich zu Wasser.

Sie besaß seit 1905 einen besonderen militärischen Korrespondenten in dem Obersten Repington. Dieser war überzeugt, daß die französische Armee einem deutschen Angriff nicht gewachsen und die englische Flotte außer Stande sein werde, einen französischen Zusammenbruch zu verhindern. Infolgedessen müsse England eine schlagfertige Armee von nicht zu geringem Umfang haben, die bei Ausbruch eines Krieges sofort nach Frankreich übergesetzt werden könne. Das widersprach vollkommen der englischen Tradition, und Repingtons Artikel blieben Jahre lang ohne populären Widerhall. Selbst in der Redaktion der «Times» überwog anfangs die alte Ansicht, daß Englands Rolle in einem Krieg auf die Flotte beschränkt bleiben müsse. Repington, der gute Beziehungen zu französischen Offizieren hatte, war der erste, der anfangs 1906 während der Marokko-Krise die Verbindung zwischen dem Foreign Office und der französischen Armee herstellte, aus der sich dann die viel erörterten Besprechungen der beiden Generalstäbe entwickelten. Im Jahre 1908 war er für eine politische und journalistische Sensation ersten Ranges verantwortlich, als er in der «Times» den Brief an die Öffentlichkeit zog, den der deutsche Kaiser an einen aktiven englischen Minister, den Marine-Minister Lord *Tweedmouth*, geschrieben hatte, um ihn von der angeblichen Harmlosigkeit der deutschen Flotte zu überzeugen.

Solche deutsche Ungeschicklichkeiten verstärkten natürlich das englische Mißtrauen. Alle Versuche, zu einer Verständigung über den Bau der beiden Flotten zu kommen, scheiterten. Als die Haldane-

Mission nach Berlin im Februar 1912 ergebnislos geblieben war und der Reichskanzler *Bethmann-Hollweg* im April eine neue Flottenvorlage einbrachte, zog die «Times» aus den Erfahrungen der letzten Jahre in einem Leitartikel den folgenden Schluß:

«Wir sagen nicht, daß Deutschland den Krieg wünscht. Aber es will in der Lage sein, wenn es ihm paßt, seiner Diplomatie durch einen bedeutungsvollen Hinweis auf die wachsende Stärke seines Heeres und seiner Flotte Nachdruck zu verleihen».

Zwei Jahre später zeigte sich, mit welcher Schnelligkeit die eine Methode in die andere übergehen kann und wie wenig ihre Urheber dann in der Lage sind, dem Schicksal Halt zu gebieten.

RÖNTGEN UND DIE SCHWEIZ

VON JAKOB JOB

Im November 1865 bekam die Witwe Hägi am Seilergraben Nr. 48 einen neuen «Zimmerherrn», einen jungen Studenten des Eidgenössischen Polytechnikums, *Wilhelm Conrad Röntgen* aus Apeldoorn in Holland. Für 35 Franken monatlich, «inklusive Morgenessen», erhielt er eines der wenigen Zimmer der bescheidenen Witwenwohnung, in der er nun während vier Jahren aus und ein ging. Nichts ließ die ehrsame Wirtin ahnen, daß dieser junge Mensch dem Hause, in das er mit seiner wenigen Habe einzog, einst Ruhm und Glanz verschaffen werde.

Er kam aus Holland, war aber in Lennep, einem kleinen, heute mit Remscheid vereinigten Städtchen im niederrheinischen Gebiet zwischen Düsseldorf und Elberfeld, dem «Bergischen Land», geboren worden. Das war am 27. März 1845. Sein Vater war Kaufmann und Tuchfabrikant. Auch seine Mutter stammte aus einer Tuchhändlerfamilie, dem in Lennep hochangesehenen Geschlechte der Frohwein. Als Röntgen geboren wurde, lebten ihre Eltern in Apeldoorn in Holland und waren im Handel tätig.

Die Zeiten waren unruhig. In Deutschland wirkten die Wirren der Vierzigerjahre noch nach. So kam es, daß der junge Röntgen zu seinen Großeltern gebracht und dort erzogen wurde, zunächst in Apeldoorn, später in Utrecht. Auch seine Eltern scheinen bald ihren Wohnsitz nach Holland verlegt zu haben, denn aus dem eigenhändigen